

Leerräumen

Impulse

Sie sind bestimmt schon irgendwann mal umgezogen. Wahrscheinlich sogar schon ein paar Mal. Sie haben also schon einmal leergeräumt und Sie kennen leergeräumte Räume, aus denen Sie herausgezogen oder in die Sie hineingezogen sind. Sie haben also Leerstände erfahren und sie ausgeräumt. Das ist jetzt ein anderes austräumen als jenes leerräumen, weil es die belastenden Momente eines leeren Raumes überwindet. Aber das erste, das Leerräumen, ist dagegen positiv. Und so haben wir das auch für unsere Veranstaltung hier angesetzt – dieses Leerräumen ist nichts, was unbedingt ausgeräumt werden muss, sondern im Gegenteil, hier trifft man auf Gottes Präsenz. Es ist eine offene Frage, ob diese Präsenz wiederum selbst ein Problem darstellt; das sei jetzt nur angedeutet. Wir kommen sicher darauf zurück.

Auf jeden Fall sind leerräumen und geleerte Räume alltägliche Vorgänge, allerdings sind sie nicht alltäglich, wenn leerräumen auf den Zustand eines leer geräumten Raumes zielt. Dann ist es nicht vorübergehend, sondern eine andere Dimension von Raum. Sie ziehen hoffentlich nicht jeden Tag oder jede Woche um, weil sie ständig mit Morddrohungen konfrontiert sind. Von daher ist das Leerräumen beim Umzug eine viel weniger komplexe Raumstufe als der leer geräumte Raum. Bleiben wir zunächst noch bei den Normalfällen von leerräumen und leeren Räumen, ehe wir auf die komplexere Ebene gehen.

Leerräumen – eine Ernüchterung und eine Ermutigung zugleich

Auch die leergeräumten Räume im Alltag sind nach meiner Erfahrung durchaus auch nicht so ohne. Immer wenn ich dann umgezogen war, kam irgendwann später der Moment, wo ich mich an den ein oder anderen Umzugskarton erinnert habe oder darüber gestolpert bin, der dann jetzt im Keller stand oder sonst wo auf irgendeinem Speicher zwischengelagert worden war. Und wenn ich mich dann gefragt habe, was da noch drin ist, habe ich es meistens nicht mehr so genau gewusst. Ungefähr irgendwie schon, aber ganz genau – nein. Und jedes Mal musste ich mich fragen, warum ich das Zeug eigentlich gebraucht habe, wenn ich jetzt schon so lange nicht im Gebrauch hatte. Das gab mir jedes Mal einen Stich, weil es doch eigentlich wegmüsste oder wenigstens danach sortiert werden müsste, was nun wirklich wegmuss und was sich doch zu bewahren lohnen würde. Außerdem hat man meistens ja gar nicht so viel Stauraum.

Die Erfahrung dieses Nicht-Ausgeräumten war ernüchternd. Es fühlte sich immer ein wenig nach Verrat an dem an, was man jetzt nicht mehr gebrauchte, aber früher im Gebrauch hatte. Und zugleich war es offenbarend, dass ich viel zu viel hatte, was ich wirklich nicht brauchte. Man sammelt so viel an, was bloß Ballast ist, Ballast von Selbstidentifizierungen, die schon längst nicht mehr dazu passen, wer man jetzt geworden ist oder wo man tatsächlich steht. Ausgeräumte Sachen können ein Gefühl von Hin- und Hergerissen sein erzeugen zwischen Loyalität zu dem, was es zu bewahren gilt, weil es nun einmal wichtig für einen selbst ist, und nüchternem Kalkül darüber, was einfach bloß überflüssig war, Platz wegnahm und den Aufbruch zu neuen Ufern bremste. Das gibt es ja nicht nur für Dinge, sondern auch für persönliche Verhältnisse, Beziehungen, soziale Vernetzungen. Aber bleiben wir noch einen Moment bei den Dingen, weil wir über die noch schneller und präziser zu dem Punkt kommen, warum Leerräumen so schwerfällt und so befreiend ist. Also

frei nach dem Motto des jüngst verstorbenen Bruno Latour: ***How to do words with things*** (sein Essay über den Berliner Schlüssel „The Berlin Key, or How to Do Words with things“, auf Französisch abrufbar: <http://www.bruno-latour.fr/node/384>), also nicht die Performanz, sondern die transformierende Kraft von Dingen, die von Orten ausgeht. Und das sind ja weggeräumte Sachen an leegeräumten Orten.

Dieses Hin- und Hergerissen-Sein hat mich jedes Mal erwischt, weil es mich mit meiner eigenen Vergangenheit konfrontierte. Schließlich hat man da, wo ich herkomme, also dem Milieu kleiner Leute der typisch katholischen Arbeiterklasse im Saarland, nur sehr ungern etwas weggeworfen. Man besaß ja nicht so viel und unterschied sehr genau zwischen dem, was man ständig benutzen musste, weil man es brauchte, und dem, was nur unter ganz besonderen Umständen überhaupt angerührt wurde, was man also nur selten brauchte, aber gerade deshalb so wichtig war. Also wenn etwas nicht im Gebrauch war, war das in meinem Herkunftsmilieu eher ein Hinweis auf etwas, was als besonders wertvoll galt.

Auf das Nicht-Ausgeräumte in den Umzugskartons traf das aber nicht zu. Das war nicht überflüssig im Sinne des Luxus, den man sich geleistet hatte, um sich eines gesellschaftlichen Aufstiegs oder wenigstens eines Nicht-Abstiegs rückzuversichern. Es war überflüssig mit der Bedeutung, es endlich los zu bekommen, also einen Schnitt zu machen, um wenigstens hier oder dort sich selbst ein paar Freiheitsgrade zu ermöglichen. Leere Räume sind wunderbar – man kann sie mit allem Möglichen und vielem Unmöglichem füllen. Hier gilt Mies van der Rohe's Motto ganz und gar: Weniger ist mehr. Je weniger in einem Raum da ist, also je leerer er ist, desto mehr ist möglich. Die Leere im Raum ist eine Aufstiegsgarantie, weil man endlich los hat, was eine:r/m im Weg gestanden hat. Dabei wird der Raum natürlich nicht größer und es wird ausweggeschafft, was sich lange und gut bewährt hatte. Aber durch die Leere wird der Raum erfüllter mit einer höheren Komplexität. Er fordert ständig heraus, etwas aus ihm zu machen – und wenn es nur das ist, ihn so zu belassen -, was zuvor weggedrängt werden konnte. Diese Komplexität ist nicht zu verwechseln damit, dass es komplizierter ist, mit leegeräumten Orten zu leben. Das Gegenteil ist der Fall und dieses Gegenteil besteht darin, dass dann die Details, die Einzelheiten, die Kleinigkeiten eine ganz andere Rolle spielen. Darum hat Mies van der Rohe seinen Studierenden auch immer gesagt, dass, wenn weniger mehr ist, zugleich gilt: „God is in the details!“ Der Teufel steckt im Detail, aber in all den Details hat man einen Begegnungsort mit Gott.

Daher der Rat: Wollen Sie so richtig das Leben in Ihre Wohnung lassen, dann gibt es keinen besseren Rat als: leerräumen. Denn dann müssen Sie entscheiden, welchem Thema Sie nachgehen, dem Sie nicht ausweichen können, welche Details zu gestalten müssen, die zuvor einfach immer übersehen wurden, mit welchen Zumutungen Sie Kontakt aufnehmen müssen, weil sie schlichtweg da sind.

Daher geht es beim Leerräumen um viel mehr als einen entleerten Raum. Es geht es einerseits um aufsteigen, andererseits um abzusteigen/absteigen, je nachdem wie man mit dem leegeräumten Raum umgeht. Wer sich dem nicht stellt, was mit dem Geleerten auftritt, steigt ab, weil er/sie sich Illusionen macht über das, was tatsächlich überflüssig war. Wer sich dagegen der Leere stellt, wird angestoßen, etwas aus ihr zu machen, wogegen bisher immer alle möglichen Gründe angeführt werden konnten. Aufsteigen kann man nur, wenn man sich dem stellt. Daher als Zweites:

Räume sind Themen, die sich stellen und die Menschen stellen

Das ist, glaube ich, ein doppelt wichtiger Zusammenhang, wenn ein Raum leegeräumt wird, von uns oder anderen leegeräumt wird oder für andere oder für uns leegeräumt wird.

Zum einen wird man dann damit konfrontiert, ob man jetzt nicht eigentlich absteigt, weil man den Raum nicht mehr so erhalten konnte, wie er lange Zeit in Gebrauch war. Das ist womöglich sogar unabhängig davon, ob der Raum in gutem oder in schlechtem Gebrauch war. Die Frage stellt sich, weil Räume nun einmal Macht bedeuten und der Umgang mit Räumen Mächte auf den Plan ruft und ihnen Ausdruck gibt. Schließlich entscheiden jene Räume über den tatsächlichen Abstieg, die mit einem Mal verschlossen sind, sich nicht mehr öffnen, von denen man ausgeschlossen ist oder in die man niemals hineinkäme, gleich wie sehr man sich anstrengt. Wer absteigt, erfährt eine Form von „spatial injustice“.

Ein leerer Raum, der nicht einfach nach einer Renovierung wieder so eingeräumt wird wie zuvor, ist eine Konfrontation mit ziemlich vielen Unwägbarkeiten und die können unter Druck setzen. Denn Räume sind nicht einfach so etwa wie Container, in denen sich etwas abspielt. Räume sind immer Themen und diese Themen kommen von außen. Sie springen uns sozusagen an. Nicht wir setzen sie, sondern wir werden von ihnen gesetzt – in ein Thema hineingesetzt, dem wir nicht ausweichen können und dem wir uns zuerst einmal gewachsen erweisen müssen. Wir kommen darauf noch ausführlicher zurück.

Aber fürs erste: Leerräumen setzt Themen von außen, nicht von innen. Ein leergeräumter Raum ist mehr als das, was wir vorhaben, wenn wir ihn leerräumen. Da ist erheblich mehr im Spiel, wenn ein Raum leer ist und er sich uns aussetzt. Dieses erheblich mehr ist nicht so leicht zu handhaben, aber hier ist pastoral, theologisch und Glaubensaktiv ziemlich viel Musik drin – auch wenn sie eher disharmonisch ist.

Volle Räume sind dagegen träge Massen, „inert spaces“, um ein Wort von Whitehead abzuwandeln. Sie halten auf und halten zu allen möglichen Inaktivitäten an, wenn man eigentlich aktiv werden müsste. Leergeräumte Räume dagegen muten zu, über eigene „inert ideas / träge Ideen“ hinauszuwachsen, weil sie sonst unerträglich werden. Leerräume sind „creative spaces“, weil sie zumutend sind im doppelten, also auch guten Sinn des Wortes.

Träge Räume sind ein Problem für die Kirche; sie hat viel zu viele Räume und sehr viele davon sind träge. Vor allem die vielen Zentren für alles Mögliche – vom Pfarrzentrum bis zu den diversen diözesanen, regionalen und weltkirchlichen Machtzentren – sind träge. Sie werden weder von anderen als Orientierungspunkt verstanden noch werden gravierende Fehler wie das Vertuschen des Missbrauchs vermieden. Viele Räume von Kirche sind auf diese Weise träge und tröge, weil sie einerseits zwar mit allem Möglichen vollgestellt sind, die eine bestimmte Tradierungslogik kirchlicher Selbstdarstellung benötigt. Aber andererseits werden diese Räume selbst nur in seltensten Fällen von Menschen voll werden. Das, was die Räume vollstellt, ist weder einladend noch unverzichtbar, damit sich jene Menschen mit ihnen identifizieren könnten, die eben nicht in diese Räume kommen. Es ist offenbar einen tatsächlichen Gegensatz zwischen den traditionellen Erfordernissen und den von den Zeitgenossen wertschätzbaren Angeboten in ihnen. Daraus entsteht ein gravierendes Missverhältnis: Die Kirche verwendet die meisten ihrer Ressourcen dafür, Räume für etwas zu erhalten, was sich nicht einstellen wird – die vielen Kirchen, die nie voll genutzt werden, die vielen Zentren, die nie wieder Orientierung geben werden, die vielen kunstvollen Gegenstände, die nie wieder über Museen hinauskommen, die vielen Ritualangebote, die nie wieder die existentiell entscheidenden Übergangserfahrungen möglich machen. Mit ihren Räumen steht die Kirche auf einem sehr viel weiteren Feld von Angeboten, auf dem sie fortlaufend und unausweichlich als absteigende Gemeinschaft aus Religion, Glauben und Spiritualität markiert wird.

In den allermeisten Räumen wartet man in der Kirche auf Godot, der aber nie kommen wird. Es ist vermutlich sogar so, dass in diesen Räumen kirchliche Repräsentanten auf Godot warten, von dem sie schon wissen, dass er nicht kommen wird. Sie haben es so oft erfahren,

dass sie selbst längst nicht mehr daran glauben, aber sie bedienen für andere den gleichen Glauben, der sich bereits als falsch erwiesen hat. Das ist einfach absurd. In der zeitgenössischen Kirche sind viele Räume so etwas wie Wartesäle auf Godot, die sich ständig weiter leeren, was aber diese Wartesäle in keiner Weise stört. Es soll in ihnen etwas geschehen, was dort aber nicht geschehen kann, weil sie so vollgestellt sind. Dabei sind sie so vollgestellt, damit das Warten erfolgreich sein soll, das sich längst als überflüssig und sinnlos erwiesen hat. Dafür gibt es einen Grund: Man muss auf Godot warten, weil dessen Nicht-Kommen unweigerlich Abstieg bedeutet. Und solange man wartet, fühlt es sich so an, als könne es ja vielleicht doch noch etwas werden. Aber das funktioniert nicht, weil das Warten damit aufwartet, dass Godot eben nicht kommt. Wer daher in der vollgestellten Kirche darauf wartet, dass sie sich wieder füllen wird, dem/der wird ständig präsentiert, dass nicht geschieht. Die schöne Utopie, irgendwann wird es wieder voll, wird von dem Raum konterkariert, der dafür die Grundlage liefern soll, aber das Gegenteil wahr macht.

Daher kann man fragen, was wirklich besser ist: Ist es erstens eine Kirche, in der es immer viel mehr als genug Sitzplätze gibt, so dass tatsächlich Platz ist für all die Menschen, die nie kommen werden? Oder ist zweitens eine Kirche besser, in der es passieren kann, dass man nicht genug Sitzgelegenheiten hat, weil die längst rausgeräumt worden sind? Was ist erregender: Erstens sich etwas einfallen lassen müssen, weil Raum für alles Mögliche ist? Oder ist es zweitens besser, so viel mit diesem Raum nicht tun zu können, weil einfach alles so vollgestellt ist?

Das sind natürlich rhetorische Fragen. Sie sind schon so gestellt, dass sich die Antwort ergibt. Es ist jeweils die einzige überzeugende Antwort, die der Raum zulässt, weil er ständig damit konfrontiert. Es sind nicht die Antworten, die die kirchliche Erwartung sich wünscht, weshalb sie am liebsten den Raum aus dem Modus der Antworten herausrechnen würde, ohne es tatsächlich tun zu können. Für diese offenkundige Differenz gibt es einen Grund in dem Leerstand, der da ist oder der erreicht wird. Das sind zwei elementar unterschiedliche Leeren.

Der leere Raum, der immer mehr Platz hat als alle die Menschen, die nicht kommen werden, ist kein leergeräumter Raum, sondern einer, der seine Leere ständig in die Zukunft verlängern kann durch das Warten. Er ist jetzt leer, wird aber in der Zukunft dann doch so voll, wie sich die Größe des Raumes wünscht. Diese Leere ist keine räumliche Wirklichkeit, sondern lediglich ein Nicht-Raum, also eine Utopie. Der andere Raum dagegen, der sehr wahrscheinlich zu wenig Sitzgelegenheiten hat, wenn jene andere Menschen kommen, mit denen man nicht gerechnet hat, weil er eben längst vom Vorhalt des Platzes für sie leergeräumt ist, ist dagegen keine Utopie. Dieser andere Raum straft die Utopie Lügen und setzt ihrer Disziplinierung Widerstand entgegen. Man wartet dort nicht auf eine Zukunft, die sich nicht einstellen will und deshalb immer wieder verschoben werden muss, sondern hat hier und jetzt eine Herausforderung, die vielleicht unerwartet kommt, aber nach einer anderen Ordnung für den Raum verlangt, der leergeräumt ist. Und dieser andere Raum verlangt danach, dass die Gegenwart die Ordnung bestimmt, während die utopische Leere dazu zwingt, die Gegenwart mit einer Ordnung zu belegen, die diese Gegenwart als bedeutungslos entlarvt.

Nicht mehr rhetorisch ist daher die Frage nach Gott in diesen zwei verschiedenen Leerraum-Grammatiken. Zu welcher Leere gehört Gott, oder auch nach welchem Gott verlangt welche Leere. Hier tut sich eine schmerzliche Differenz auf, die besonders jene trifft, die pastoral mit solchen Räumen arbeiten. Kirchlich sind wir gewohnt, Gott auf Utopien hin zu bestimmen. Auch dann, wenn die Räume nicht mit den Menschen gefüllt werden, die nicht kommen, und die deshalb so leicht mit allem möglichen anderen vollgestellt werden können, was auf eine große Zukunft verweist, lässt sich immer noch auf Gott warten. „Aber an Weihnachten

ist die Kirche doch voll!“, so lautet eine der klassischen Ansagen dieser Utopie. Ist das wirklich so? Sind die Räume dann tatsächlich voll? Oder fühlt man genau dann, wenn die Kirche mal voll ist, wie unwirklich die Erwartung ist, von nun an – also dem vollen Weihnachten an – wird es wieder besser und aufwärts gehen? Ist die erwartete Weihnachtsfülle, wenn sie dann eintritt, der Beleg für eine begründete Hoffnung auf die Zukunft? Oder ist sie, gerade wenn sie eintritt, die Mahnung für die nichtgefüllten Plätze, die schon sehr bald danach einzuräumen und zu bezahlen fällig wird? Wo ist Gott zu finden – in der künftigen vollgefüllten Kirche oder in der kratzbürstigen Nicht-Fülle, die sich ständig vergegenwärtigt?

Leerraum als locus theologicus alienus

Es gibt eine Lösung für dieses Problem: Gott füllt solche Räume nicht, die schon von allem Möglichen so voll sind, dass immer mehr Nicht-Platz für ihn ist. Mit anderen Worten: Utopien reichen nicht für seine Gegenwart, weil sie bloß mit einer vagen Zukunft daherkommen, die sich ständig billig verlängern lässt, weil sie keine Gegenwart hat. Gottes Gegenwart dagegen braucht Platz hier und jetzt. Daher leert Gott andererseits auch solche Räume nicht, die dem Warten auf Godot mehr Raum geben als seiner Gegenwart. Er tritt nicht auf und fordert, jetzt endlich mit der absurden Warterei aufzuhören, weil er längst in der Warterei mit ihrer Absurdität aufwartet. Im Fall der dann künftig auch so vollen Räume sucht sich Gottes Gegenwart einfach andere Räume, die jetzt und hier dieser Gegenwart Platz einräumen. Wenn die leergeräumten Kirchen und kirchlichen Orte solche anderen Räume sind, dann ist das Leerräumen ein Ort der Gottespräsenz, also ein locus theologicus, ein theologischer Ort, sprich: eine Fundstelle für Argumente zur Gottesgegenwart. Aber dieser Ort befremdet, weil er das Warten auf Godot konterkariert und relativiert. Leergeräumte Räume, die Gott Platz geben, sind daher ***loci theologici alieni***, also befremdliche Fundstellen für Gott. Das Befremden bekommt man dort ständig geliefert, weil es die Erwartung nicht bestätigt. Aber darauf kann man setzen. Es ist eine Energiereservoir, um auf diese Gegenwart zu treffen, auf die man nicht länger ständig warten muss.

Das sind natürlich alles ziemlich heftige Konfrontationen. Aber ich kann fürs erstes auch den Druck herausnehmen und sollte das auch tun, damit Sie sich nicht ständig Ihrer Erwartungen verdächtig vorkommen. Es sind ja nicht nur die genannten prekären Themen, die von leergeräumten Orten ausgeht. Diese Themen sind da und das ist auch gut so. Und zugleich atmet ein leergeräumter Raum ja noch etwas anderes. Er atmet von der Erleichterung, dem Aufseufzen und dem Endlich! mit Ausrufezeichen, dass es nun so weit ist, dass man sich auf eine andere, zuvor unbekannte und sicher chancenreiche Offenheit einlassen kann. Jetzt endlich kann man etwas wagen, was diese Offenheit mit diesem Leerraum nun wirklich anders macht, als die vollgestellten Möglichkeiten es tun konnten. Man ist endlich einmal los, womit man das alles vorher vollgestopft hatte.

Sie können nun in das Thema dieser Tage über die prekären Themen einsteigen oder von den Erleichterungen her, die Sie mit dem Leerräumen geliefert bekommen. Beides ist mir recht, auch wenn ich ständig auf beide und damit auf deren Wechselwirkung hinweisen muss.

Mit beidem, so also mein Vorschlag, sollten wir uns befassen. Die Erleichterung und die Offenheit weisen nach vorne, das Zeug, was ausgeräumt wurde, verweist auf die Vergangenheit, und das Konfrontative in der Leere ist mit der Gegenwart verbunden. Am leergeräumten Zeug hängen Erinnerungen, gute, schlechte, vergessene, aber auch Mythen und unerfüllte Sehnsüchte. An die Erleichterung können sich Utopien anheften, oder leichtgängiger gesagt: Pläne, Ideen, Neuanfänge. Und an dem konfrontativen Moment der

gegenwärtigen Leere eines Raumes bilden sich Heterotopien aus. Denken Sie nur an den Leerstand einer Immobilie; der kann Investoren nervös machen oder aber sehr reich machen, wenn die Lage passt und die Spekulation auf einen boomenden künftigen Markt sich bewahrheitet.

Zur Topologie eines leerräumten Raumes

Sie sind offenbar neugierig auf das zweite, also die Offenheit und die Chancen, die von Leerräumen ausgehen und die mit dem Leerräumen einhergehen, sonst wären Sie nicht hier. Und die Behauptung aus der Konzeption dieser zwei Tage ist ja, dass in diesem Leerraum eine überraschende Präsenz Gottes zu erhalten ist. Damit lockt das Leerräumen und ich habe dem mit den ***loci theologici alieni***, die leerräumte Kirchenräume sind, ja auch diesem positiven Locken schon nachgegeben. Das ist der Ausblick, auf den diese Veranstaltung setzt: Wir räumen den Kirchenraum, den Religionsraum, den Glaubensraum leer und dann entsteht endlich der Platz, der nötig ist, dass Gott vorkommt. Dass Gott vorkommt in einer katholischen Religionsgemeinschaft, in der ständig heftige Konfrontationen mit dem erschreckenden Ausmaß von sexuellem Missbrauch durch ihr Führungspersonal vorkommt. Dass Gott vorkommt in einer christlichen Glaubensgemeinschaft, die sich mit ihren innersten Anliegen immer schwerer tut in einer sich so schnell säkularisierenden, dynamischen und pluralen Kultur der Gegenwart. Dass Gott vorkommt in einer über die katholischen Begrenzungen hinausreichenden – Sie können auch sagen: transkatholischen – Pastoralgemeinschaft, die sich nicht auf das konzentriert, was gegen die spricht, die darin vorkommen, sondern die sich zuerst einmal an dem ausrichtet, was für die darin Vorkommenden spricht. Dass Gott vorkommt in einer humanen Gemeinschaft, die bereit ist, andere mit dem stark zu respektieren, was sie ermutigt und über ihre Grenzen führt. Dass Gott vorkommt in einer binnenkirchlichen *Communio*, die wegen der Stärken von anderen das, was man selbst pastoral anzubieten hat, auf den Prüfstand stellt und vor allem und zuerst die eigenen Schwächen darin freilegt. Diese Matrix hat eine gewisse Unerbittlichkeit, weil man die eine Seite – also den Respekt für die anderen – nicht bekommen kann ohne die andere – also die Selbstrelativierung aufgrund eigener Schwächen.

Mit der Matrize von eben haben wir einerseits die topologische Verbindung erreicht, auf die es ankommt: das eine gibt es nicht ohne das andere. Man kann sich also nicht bloß auf die eine Seite stellen, ohne sich von der anderen relativieren zu lassen – und umgekehrt. Das ist ein topologischer Zusammenhang, weil er die Logik eines Raumes erschließt, den man nur betreten kann, wenn man einräumt, welche Diskurse dort vorhanden sind. Räume haben immer ein Innen und ein Außen und beide prägen sich ein in einer unvermeidlichen Wechselwirkung.

Ein gutes Beispiel für diesen topologischen Zusammenhang ist das Möbiusband, also ein Band, das in sich einmal verdrillt ist. Hier hat man immer ein Innen und ein Außen, aber folgt man dem Innen kommt man nach außen. Dort hat man stets zwei Seiten, die sich gegenüberstehen, aber folgt man der linken Seite kommt man zur rechten und umgekehrt. Es ist in der Logik dieses Raumes nicht möglich, die eine Größe zu isolieren und gegen die andere zu stellen. Das ist deshalb nicht möglich, weil dieser Raum stets zugleich in eine höhere Dimension hineinreicht – beim Möbiusband eben die drei Dimensionen, die einer flächigen, also zweidimensionalen Betrachtung übergeordnet ist. Die Topologie eines leerräumten Raumes nötigt entsprechend immer in eine solche komplexere Betrachtung. In einem leerräumten Raum stehen sich zunächst einmal und prima facie die Macht, die leerräumt, und die Ermächtigung alles dessen, was jetzt freigeräumt ist, der Ohnmacht, in

dieser Leere sich platzieren zu müssen, und der Verkleinerung der Aktivitäten gegenüber, die an dem hängen, was rausgeräumt wurde. Je nachdem, wie man mit diesem Gegenüber umgeht und auf was man sich konzentriert, kann man erkennen, mit welchem Modus von Kirche man es zu tun hat. Ich habe drei Modi eben angeboten: Religionsgemeinschaft, Glaubensgemeinschaft, Pastoralgemeinschaft. Schauen wir uns ihre topologische Verarbeitung eines Leerraumes an.

Drei Kirchenmodi im Prüfstand von Leerräumen

Die drei Gemeinschaftsformen haben unterschiedliche Zugänge zu Räumen. Für eine Religionsgemeinschaft ist es entscheidend, Räume zu beherrschen, und zwar viele Räume. Sie sollen dabei, wenn irgend möglich, nicht mit anderen Größen geteilt werden. Man kann sogar sagen, dass sie ihre Macht daran bemisst, wie viele Räume sie allein beherrscht. Der Grund liegt darin, dass mit der Beherrschung von Räumen auch diejenigen, die sich dort aufhalten, mit vielfältigen Taktiken zu disziplinieren sind. Die selbst beherrschten Räume und die Disziplinierung von Menschen nach den eigenen religionsgemeinschaftlichen Vorgaben gehen Hand in Hand. Das kann man jeden Sonntag in der Eucharistiefeier beobachten. Sie verlangt die uneingeschränkte Aufmerksamkeit. Es gilt als nicht akzeptabel, wenn jemand während dieser Feier das eigene Mobiltelefon bemüht – selbst in dem Fall nicht, dass man sich so über den Ablauf der Feier genauer informieren würde. Selbst im Parlament, bei Vorlesungen an der Universität oder im Fußballstadion ist das keine so seltene Angelegenheit mehr. Dort muss man akzeptieren, dass es keine ungeteilte Aufmerksamkeit mehr gibt. Für die Eucharistiefeier gilt das nicht und das ist kein Hinweis darauf, dass eine solche Feier stets so überragend besser gestaltet wäre als das Fußballspiel im Stadion, die Vorlesung im Hörsaal oder die Debatte im Parlament, dass niemand auf die Idee kommt, andere Bereiche zu kontaktieren. Aber hier geht es um die Vorherrschaft der Religionsgemeinschaft. So setzt sie auch fest, wer wohin gehört. Nicht jede und nicht jeder kommt hinter den Altar und alle halten sich daran. Nicht die vor dem Altar geben den Rhythmus vor, sondern der hinter dem Altar, auch wenn er sich dabei des Messbuches bedient. Aber dieses Buch legt ja seine spezielle, gegenüber den anderen eminente Position fest. Wer dagegen die üblichen Wechsel vom Stehen, Sitzen, Kniebeugen nicht mitmacht, also eine andere Ordnung im Raum etabliert, ist entweder ein Kind oder jemand, auf wen mit grummeliger Skepsis geschaut wird. Die Mehrheit hält sich an die Vorgaben. Das reicht sehr weit.

Für eine Glaubensgemeinschaft ist bei Räumen wichtig, darin Orientierungspunkte für andere zu setzen und eine auf diese Orientierungen ausgerichtete Zentralperspektive einzurichten. So werden Räume dieser Gemeinschaftsform bereits so gestaltet, dass das architektonisch unterstützt wird. Der Altar steht bei einer Kirche im Zentrum und nicht (mehr) irgendwo am Rand in einer Nische. Auch der Pfarrsaal erlaubt eine Einrichtung, die bestimmten Plätzen Vorrang gibt; er ist auf Einladungen hin ausgerichtet und gibt den Einladenden eine besondere Stellung gegenüber den Eingeladenen. Daher hat er meistens eine Bühne oder etwas ähnliches. Der Beichtstuhl, aber auch das Beichtzimmer geben ähnliche Orientierungen vor, deren Plätze oft mit dem Kreuz herausgehoben werden. Auch die Wallfahrt hat ein vorgegebenes Ende, auf dessen Ort hin sie sich vollzieht; ihr Ziel gibt die Orientierung vor. Wird das Ziel nicht erreicht, ist die Wallfahrt noch nicht abgeschlossen. Für eine Pastoralgemeinschaft ist bei Räumen wichtig, Begegnungen nicht zu verpassen, die sich dort anbieten. Sie reagiert auf diese Räume, weil sie da sind und unvermeidlich eine Zumutung im positiven Sinn einrichten. Das bedeutet, eine Pastoralgemeinschaft setzt sich den Orten der anderen und den Feldern der Interaktion mit ihnen aus, die sich dort zeigen.

Diese Räume können nicht von der Pastoralgemeinschaft bestimmt werden, sondern stellen sich ein. Ein typisches Beispiel ist die Begegnung der Syrophönizierin mit Jesus. Er kann ihr nicht ausweichen, auch wenn er es wollte. Und sie bestimmt das Thema, um das es geht. Was machen leere Räume mit diesen Gemeinschaften? Für die Religionsgemeinschaft sind sie sehr problematisch, weil sie mit solchen Räumen nicht disziplinieren kann. Sie bieten nur sehr reduziert eine Biomacht an, die bestenfalls von der Architektur ausgehen kann, aber eben nicht von dem, was die Religionsgemeinschaft in diesen Räumen eingestellt hat und üblicherweise mit ihnen anstellt. In gewisser Weise entsetzt sich eine Religionsgemeinschaft über leergeräumte Räume, weil sie für sie eine belastende Ohnmacht darstellen. Es muss sehr schnell aus ihrer Sicht dafür gesorgt werden, dass dieser Raum wieder gefüllt wird. Ein gutes Beispiel ist der Tod eines Papstes. Es muss so schnell es geht dafür gesorgt werden, dass der Stuhl Petri wieder gefüllt wird. Einen Diskurs darüber anzustrengen, ob man überhaupt noch einen Papst braucht, wie er (oder sie ...) zu finden ist oder zu bestimmen ist, muss dann unter allen Umständen vermieden werden. Darum ist dieser Leerraum auch so sehr mit Riten umstellt, die ihn alsbald wieder füllen wollen.

Für die Glaubensgemeinschaft sind leere Räume eine ziemliche Herausforderung, weil solche Räume sehr viele Orientierungen zulassen, eigentlich sogar unendlich viele. Schließlich kann in einem leeren Raum jeder Ort besonders herausgehoben werden. Das verunsichert eine Glaubensgemeinschaft, weil leere Räume ihre Orientierungen nicht bestätigen, auf die sie eingestellt und auch eingeschworen ist. Sie muss vielmehr in leeren Räumen Orientierungen anders ausweisen, um überhaupt wieder solche Punkte zu bekommen, die dazu taugen. Und dieses ‚anders‘ fällt einer Glaubensgemeinschaft schwer, weil es bedeutet, ihre Orientierungen zu relativieren und damit sich selbst kritische Fragen zu stellen. Daher kann diese Zumutung sie auch überfordern und in gewisser Weise tut sie das auch. Aber diese Überforderung kann die nötige Unterbrechung sein, das anders zu machen, was so nicht bleiben kann, weil die Orientierungen dahinter eigentlich keine sind. Auf jeden Fall zeigen leere Räume den Beginn dieses Prozesses an, weil jeder andere Punkt in diesem leeren Raum ebenfalls Orientierung anbieten kann. Nehmen wir das Beispiel von oben: Im Fall der Sedisvakanz nach dem Tod eines Papstes müsste ja nicht unbedingt sofort die Nachfolge geregelt werden, wenn man sich dem leeren Raum dieses „Sitzes/Thrones“ genauer ansehen würde. Es könnte ja argumentiert werden, dass der nächste Papst nicht mehr in Rom residieren müsste, dass er womöglich gar nicht der Bischof von Rom sein muss usw. Er (oder sie ...) könnte sich ja auch in New York oder in Manila oder in Stuttgart einrichten, nur so formell Bischof von Rom sein, wie er es tatsächlich ist, aber sich tatsächlich nur mehr auf die globale Lage der Kirche konzentrieren. Das wäre eine ziemliche Verunsicherung, weil dann alle die üblichen Rom-Orientierungen einfach futsch wären.

Für die Pastoralgemeinschaft sind dagegen die leeren Räume kein Schrecken. Für sie sind das Orte, die man nur gleichsam mit offenem Herzen betreten kann. In ihnen kann man pastoral nur arbeiten, wenn man offen ist für die überraschenden Begegnungen. Aber in ihnen kann man pastoral auch untergehen, weil diese Überraschungen überfordern. Pastoralgemeinschaftlich kann man sie nicht verzwecken, ohne darin zu scheitern; daher lässt sich eine Pastoralgemeinschaft nicht auf das Katholische beschränken, auch wenn sie von da herkommt und es wertschätzt. Leere Räume sind eine Herausforderung, gemeinsam mit denen, die dort auftreten und auftauchen die Orientierungen zu suchen, die man für das Leben braucht. Das können natürlich bekannte Orientierungen sein, wenn sie mit dem Leben mithalten. Es können aber auch andere Orientierungen sein, wenn sich die Fehler und Falschheiten der alten Orientierungen gezeigt haben. Man wird die jetzt dann wichtigen Punkte nur finden auf Augenhöhe mit denen, die in leeren Räumen auftreten und nach der Fülle des Lebens darin suchen. Daher geht es für eine Pastoralgemeinschaft dort um mehr

als nur Chancen, den Ballast der Religionsgemeinschaft, der nur mehr musealen Wert hat, und die Verunsicherung der Glaubensgemeinschaft hinter sich zu lassen. Es geht um etwas Größeres, das aber in der Gegenwart dieser Räume zu vermuten ist und das mit seiner Präsenz diese Leere füllt.

Daraus ergibt sich ein differenziertes Bild der Reaktionen innerhalb der Kirche, wenn einer ihrer Räume leergeräumt wird oder werden muss. Die katholische Religionsgemeinschaft will eigentlich nicht leerräumen, weil das ja bedeutet, dass das, was bisher in einem solchen Raum geschah, doch nicht so wichtig gewesen ist, wie es immer angepriesen wurde.

Die christliche Glaubensgemeinschaft schaut immer ein wenig bange auf Leerräume, weil das ja bedeuten kann, von nun an geht es bergab, weil man den Stand nicht mehr halten kann von zuvor. Aber diese Glaubensgemeinschaft weiß zugleich, dass das Leerräumen unvermeidlich ist, weil ihre Orientierungen nicht mehr richtig funktionieren. Die Dinge, die sich nicht mehr bewähren, müssen wirklich raus, die sich dort in einer messiehaften Theologie und mit einem fehlgeleiteten Glauben angesammelt hatten.

Die transkatholische Pastoralgemeinschaft wiederum setzt sich leerräumen aus, also der Praxis, weil sie begriffen hat, dass sie loskommen muss von den eigenen Falschheiten und dass sie selbst dazu nur von außen, also von anderen her, in der Lage ist.

Ein Leerraum, den eine Religionsgemeinschaftlich hinzunehmen hat, ist eine Demütigung, weil nicht mehr zu halten ist, was man für unverzichtbar hält. Ein glaubensgemeinschaftlicher Leerraum ist eine Zumutung, weil es abwärts gehen kann und Entmythologisierungen stattfinden von eigenen Wahrheitsidealen. Und das pastoralgemeinschaftliche Leerräumen ist eine Ermutigung, sich selbst loszulassen und von sich absehen zu lernen.

[Impuls nach der Einheit in St. Maria als und den anderen Stuttgarter Räumen:]

Die drei Dimensionen jedes Raumes

Die Raumtheorien, die sich seit den 1960er Jahren zunächst in Paris und dann weltweit entwickelt haben, verwiesen auf drei wichtige Zusammenhänge. Die erste bezieht sich auf die Relativität des Raumes mit der Zeit, worüber sich die Physik seit den Einsteinschen Relativitätstheorien klar geworden ist. Beim Raumdenken war es nicht die Physik, sondern eine auf soziale, historische und ethnologische Daten bezogene Wissensform. Räume sind nicht die Container, in denen Geschichte stattfindet, vielmehr prägen sie Geschichte aus. Es gibt nichts, was geschieht, was nicht räumlich geschieht. Das Wo eines Geschehens ist stets in seinem Dass und Wie präsent. Es machte einen gehörigen Unterschied, ob eine Papstwahl in Rom in der Sixtinischen Kapelle stattfindet oder ob sie in Stuttgart in „St. Maria als ...“ vollzogen würde. Der leere Raum würde ganz andere Favoriten hervorbringen, schätze ich, als der ständige Blick auf das neckige Fingerspiel zwischen dem Alten Weißen Gott mit dem langen Bart und dem knackigen six-pack Jüngling, den Michelangelo zudem noch so richtig bestätigend für die kirchliche Männeroption drapiert hat. Die alltägliche Raumerfahrung ist der eigene Körper; hier gilt bereits auf persönlicher Ebene, dass einem Menschen nichts geschieht, was keinen Raum einnimmt. So erlebt jede:r am eigenen Leib die gegenwärtigen Klimaveränderungen. Dadurch werden sie noch einmal ganz anders real als nur in Wissenschaftsdaten.

Aus dieser Wechselwirkung zog etwa Henri Lefebvre die Konsequenz, dass Räume sozial produziert werden mit dem Buch „La production de l'espace“ von 1974 (Paris: Éd.

Anthropos, 4. Aufl. 2000, engl. The production of space. Transl. by Donald Nicholson-Smith, Malden, Mass.: Blackwell, 30. Aufl. 2011 ; dt. Leipzig : Spectormag, 2022) und dass sie genauso wie die Zeit in drei Dimensionen aktiviert sind. Lefebvre hatte bereits 1968 – und zwar im März vor den Protesten dann im Mai – mit einem Buch **Le Droit à la Ville** (Neuauf. Paris: Anthropos 2009; dt. Recht auf Stadt. Aus dem Französischen von Birgit Althaler, Hamburg: Nautilus, 2016) darauf hingewiesen, dass der entscheidende politische Ort der Moderne die Stadt ist. So gut wie alle historischen Wendepunkte kristallisieren sich in der Moderne in Städten aus, von der Pariser Bastille über die Wallstreet von New York bis hin zu den Laboren und Büros der Forschungsstätten. Lefebvre begreift die Stadt als das soziale Laboratorium schlechthin und forderte deshalb das Recht auf die Stadt als notwendige Bedingung von Humanismus und einer erneuerten Demokratie. Die Studentenproteste, die kurze Zeit danach in Paris und weltweit einsetzten, waren regelrechte Belege dieser These. Die drei Dimensionen des Raumes sind nicht verwunderlich, sind doch Zeit und Raum relativistisch in einer vierdimensionalen Matrix verwoben. Es kann daher gar nicht anders sein, als dass wie Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft auch Räume dreidimensional vorliegen. Lefebvre nannte sie *espace perçu* (wahrgenommener Raum, *firstspace*), *espace conçu* (begriffener Raum, *secondspace*) und *espace vécu* (gelebter Raum, *thirdspace*). Das beschreibt die Erfahrung der räumlichen Unmittelbarkeit, also die direkte Verbundenheit mit dem Raum, der dem vorausgeht, dass etwas „in einem Raum“ geschieht. Längst bevor etwas geschehen kann, ist der Raum bereits der Zeit geschehen, mit der etwas geschehen wird. Das gilt natürlich auch umgekehrt, dass kein Raum jenseits von Zeit vorliegt. Das, was sie zusammenbackt, ist die Gravitation, die mit beiden überall und unaufhaltsam wirkt. Hier hat man den **firstspace**. Als sozial produziert, erleben wir nicht einfach unmittelbar den Raum, sondern werden von ihm genötigt, uns auf ihn einzustellen. Sie kommen in einen Raum und nehmen sofort wahr, das dort möglich ist und was nicht. Hier standen Stühle und es gibt Fenster. Wir können uns platzieren und hinausschauen etc. Dieses Sich-Einstellen geschieht unmittelbar und meistens in der Sekunde des *firstspace*. Wenn Sie gegen eine Wand rennen, bricht sich mit dem *firstspace* sofort der *secondspace* in Ihr Gehirn ein und meistens geschieht das schmerzvoll. Im *thirdspace* nun werden diese beiden vorherigen Dimensionen mit dem aufgeschlossen, was jetzt da ist, und damit selbst wiederum relativiert auf das hin, wo das Leben tatsächlich stattfindet. Das geschieht ja nicht gestern und auch nicht morgen, sondern immer nur jetzt. Und dieses Jetzt kann sehr überraschend sein und mit dem *thirdspace* werden die Überraschungen eingeräumt.

Diese drei Dimensionen sind nicht voneinander zu trennen, aber auch nicht miteinander zu verwechseln. Wollen Sie zum *thirdspace*, so geht das nur über den *first-* und *secondspace*. Für Theolog:innen hat das eine markante Konsequenz; denn Gott taucht natürlich im **thirdspace** auf. Er ist präsent oder gar nicht. Aber man kann nicht mit dem **thirdspace** einsteigen, sondern muss sich eine Stelle im *firstspace* aussetzen und im *secondspace* dann mit Aufmerksamkeit finden, dass diese Begegnung stattfinden kann. Daher sagen ja auch die zwei Engel am leeren Grab den Frauen „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“ und deshalb gehen den Emmaus-Jüngern erst die Augen auf, als sie von ihren falschen Vorstellungen über einen Auferstandenen – von dessen Existenz sie ja aufgrund der Frauen schon wissen – und über die Lebendigkeit eines Toten hinausgekommen sind. Und als sie die Augen geöffnet haben, sehen sie ihn nicht mehr, weil der **thirdspace** des Auferstandenen nur gegenwärtig da ist, aber nicht nachträglich oder vorhaltend künftig zu fassen ist.

Diese drei Dimensionen sind natürlich auch einschlägig für die leeren Räume. Bloß weil ein Raum leer ist, heißt das nicht, dass er weder unmittelbar erfahren wird noch nicht sofort alle

möglichen Handlungsoptionen durchgespielt werden. Und von einem thirdspace kann man den leeren Raum sowieso nicht trennen.

Leere Räume – dreifach dimensioniert und dreifach kirchlich moduliert

Die Religionsgemeinschaft gerät schon allein durch den **firstspace** eines leeren Raumes massiv unter Druck. Sobald die Räume, die sie zu beherrschen glaubt und mit denen sie Menschen diszipliniert, leer werden, versucht sie das zu verhindern. Eine Kirche wie St. Maria als leerzuräumen, kann daher gar nicht selbstverständlich sein. Und ein Haus der Kirche in der besten Fußgängerlage aufgeben zu müssen, weil man es verkaufen müsste oder weil es nicht klappt, wäre der Horror für die katholische Religionsgemeinschaft. Entscheidet sie sich wiederum dafür, eine spirituell präparierte Kirche zur Verfügung zu stellen, dann muss die Leere dort aufgeladen sein durch hohe Ästhetik oder sehr feine Materialien. Als Leerstand würde das für sie nicht gehen. Firstspaces sind für Religionsgemeinschaft äußerst gravierend und eine sehr heftige Konfrontation, weil ihre Gravitation sich ausbreitet auch über ganz andere Vollzüge. Sie sieht das als den Anfang vom Ende und kann darin einfach nur Gottes Nicht-Präsenz erkennen. Für dessen Gegenwart muss es zwar nicht immer der Petersdom sein, aber ein festverschlossener Tabernakel oder mindestens eine irgendwie besonders geschmückte Kapelle müssen es schon sein. Repräsentativ muss es sein, darunter geht gar nichts.

Für die Glaubensgemeinschaft muss sofort in den firstspace die Orientierung hinein, zu deren Konsum sie die Gläubigen einlädt. Keine Kirche kann leer bleiben. Da muss ein Altar hinein, eine Ecke für Maria, und der Altar muss erhöht sein und die Maria muss empfänglich für Gebete und Sorgen platziert werden. Sie würde auch am liebsten immer im secondspace stehen bleiben, weil der ja ihren eigenen Ideen und Konzeptionen entspricht, wenn er denn eingerichtet ist. Ein **secondspace** aus Leere bzw. genauer: der Leere ist stets sehr relativierend für feste Orientierungen. „Wo ist das Zentrum?“ wird dann sofort von einer Glaubensgemeinschaft gefragt. „Wo ist der wichtigste Platz?“ „Wo ist der wichtigste Platz?“ „Wohin kann und soll ich mich ausrichten?“ Das sind die typischen Fragen für Leerräume aus der Glaubensgemeinschaft. Sie will, ja: sie muss stets die Präsenz Gottes vorhalten und dabei ist das scharfe „z“ wichtig. Diese Präsenz muss aber gravierend sein, sonst fürchtet die Glaubensgemeinschaft, es gäbe keinen Gott in ihr. Sie schlägt alles andere im Raum und es ist dann klar, wo Gott ist.

In der Pastoralgemeinschaft geht es beim leeren Raum anders zu. Sie wird damit konfrontiert, wo er alles gar nicht ist, nämlich in all dem, was jetzt herausgeräumt worden ist. Dort mag er vielleicht für die Religionsgemeinschaft einmal gewesen sein, also seine vergangene Potenz, oder auf das mag die Glaubensgemeinschaft große Stücke für die Zukunft gehalten haben. Aber das ist jetzt nicht da – und das ist gut so. In der Pastoralgemeinschaft ist bereits der firstspace der Leere die Ermutigung, sich frei von all den Erwartungen im secondspace zu machen. Sie benötigt nicht sich selbst, um Gott aufzuspüren. Sie benötigt mehr als das, was sie selbst anbieten kann. Sie hat andere und anderes nötig, um zu dem zu kommen, was über sie hinausweist. Diese anderen und dieses andere füllen den Raum mitten in der Leere, wodurch sie selbst aber die eigenen Engpässe angehen kann, mit denen sie Gott im Wege steht. Mit dem firstspace von Leere lässt sich die belastende Leere des Secondspace relativieren. Und dann öffnet sich ein anderer thirdspace, mit dem womöglich pastoralgemeinschaftlich gar nicht zu rechnen war. Im thirdspace des Leeren füllt eine Energie den Raum, die von dem Präsenz Gottes ausgeht. Hier ist das weiche „s“ zu betonen. Das muss nicht das scharfe ‚z‘ der Glaubensgemeinschaft

übertrumpfen oder zur Repräsentanz der Religionsgemeinschaft in Konkurrenz treten. Es lässt sie einfach hinter sich, so wie in 1 Kön 19 „die Stimme verschwebenden Schweigens“ dem Elijah deutlich macht, dass er jetzt vor Gott steht, nachdem er Sturm Erdbeben Feuer und alle seine Suizidgedanken hinter sich gelassen hat.

Die drei Raumdimensionen des leeren Raumes lassen sich schematisieren:

| | Wirkung des Leerraums | Wirkung Leerräumen | Aktivierung der Leere |
|------------------------|---|-----------------------|--|
| Religions-gemeinschaft | Demütigung, die abgeschoben werden muss, oder auch das vergrabene Talent der Leere | Ent-Mytho-Logisierung | Repräsentanz, die die Leere füllt und dominiert |
| Glaubens-gemeinschaft | Zumutung, die vorsichtig hinter sich zu lassen ist, oder auch das Talent, das die Leere sicher angelegt hat | Be-Wahrheit-ung | Präsenz, die aus der Leere herausragt und sie durch Orientierung im Griff behält |
| Pastoral-gemeinschaft | Ermutigung, die eine Energie zufließt, oder das Talent, das die Leere wuchern lässt und das mit der Leere wuchert | Selbst-Relativierung | Präsenz, das die Leere gravierend erfahren lässt und in Überraschungen zieht |

Die soziale Produktion des Raumes ist die Brücke in die zweite große Einsicht der Raumtheorien, die dann poststrukturalistisch von Michel Foucault ausgearbeitet wird (Des espaces autres, in: Dits et Écrits II 1976-1988, Paris: Quarto Gallimard, 2001, 1571-1581, dt. Von anderen Räumen, in: Schriften in vier Bänden, IV 1980-1988, Frankfurt: Suhrkamp, 2005, 931-942). Diese Einsicht bezieht sich auf die gängige Vorstellung, dass menschliche Existenz immer ein Projekt ist und deshalb auf Zukunft bezogen ist. Dieser Zukunft liegt jenseits des gegenwärtigen Raumes und deshalb ist sie losgelöst von der Relativität. Darin liegt ein Problem, das mit dem Leerräumen aufgedeckt wird.

Von der Utopie der Fülle zur Heterotopie der zu füllenden Leere

Menschen, vor allem wenn es sich um moderne Menschen handelt, leben nicht einfach hier und jetzt. Wir leben auf das hin, was kommen wird. Thomas Morus hat das 1516 als erster entdeckt und er hat dafür auch den passenden Begriff geprägt: Utopia. So hieß das Buch, das er damals publizierte. Es ist eine Renaissance-Entdeckung. Wir leben an Orten, die es nicht gibt, aber die in der Zukunft liegen, wenn wir uns entsprechend disziplinieren. So wie es die Seefahrer seiner Zeit taten, als sie die Weltmeere und andere Kulturen „entdeckten“. Entscheidend ist die Disziplinierung, die vor allen Dingen eine Selbstdisziplinierung darstellt. An ihr lassen sich alle möglichen weiteren Disziplinierungen anlegen, auch Fremddisziplinierungen. Man muss nur die richtigen Utopien triggern – „Wir schaffen das“, wie Angela Merkel es formuliert hat. Manchmal klappt das, manchmal nicht – je nach der Disziplinierung. Aber vor allen Dingen entscheidet es sich danach, ob der Raum es erlaubt mit der jeweiligen sozialen Produktion. Oder wie es Michel Foucault formulieren könnte: Je

nach der Ordnung des Diskurses, zu der man wechseln wird, wenn die Gravitation des Raums die Utopie verdrängt hat.

Denn der jeweils gegenwärtige Raum steht quer zu den Utopien, ihn muss man an den Nicht-Orten, was u-topoi ja sind, hinter sich lassen. Ein leerer Raum ist so schnell von Utopien vollgestellt, dass man sich gar nicht umschaun kann. Ehe man sich versieht, ist alles möglich eingeräumt, was noch gar nicht da ist – aber jederzeit künftig bei entsprechenden Aktivitäten und mit der zugehörigen Disziplin dort hineingestellt werden wird. Das ist der Nachteil des leeren Raumes: Man muss da gar nichts mehr rausschmeißen. Das ist schon geschehen. Und sofort haften sich Utopie nach Utopie dort an.

Aber zugleich hat der Leerraum ein Verteidigungsmittel dagegen. Er ist da und zwar so, wie er ist. Und nicht, wie es künftig sein könnte. Das, was da ist, konfrontiert das, was nicht da ist bzw. noch nicht da ist, mit der Gravitation der Leere. Die Leere ist jeder Utopien überlegen, weil sie eine andere Ordnung der Dinge einführt als das, was dann künftig wieder vollgestellt werden soll. Sie diszipliniert nämlich nicht, sondern tut etwas, da viel weiter reicht. Sie nötigt dazu, anders zu werden, anderes zu tun und andere anzuerkennen. In der Disziplinierung liegt Macht, weshalb Utopien für Machtkonstellationen geradezu unverzichtbar sind. Der Ukraine-Krieg führt das jeden Tag vor Augen. Aber diese Macht ruht auf tönernen Füßen, wenn sie sich vor Ort, auf den jeweiligen Feldern der Aktionen, in den wirklichen Räumen bewähren muss. Da muss sie ihre Utopien aufgeben oder sie um ein weiteres Mal in eine weitere Zukunft schieben. Aber die Zumutung, anders zu werden, bleibt bestehen mit dem wirklichen Raum, der da ist.

Das hat Michel Foucault „Heterotopie“ genannt, ebenfalls ein Kunstwort, das sich an Morus orientiert, aber eben eine Alternative bereithält. Utopien kann man immer ausweichen und tut es meistens auch mit weiteren Utopien, die man daraufsetzt, oder mit der Verlängerung der Laufzeit, bis der Nicht-Ort zum Tat-Ort wird. Aber am Anders-Ort muss man sich entscheiden, ob man mit der utopischen Ordnung der Dinge weitermacht, oder ob man die Ordnung der Dinge respektiert, die die Normalverhältnisse anders macht. Ein typisches Beispiel für eine Heterotopie ist der Friedhof. Es ist ein Ort, der da ist, und der nicht in der Zukunft liegt. Geht man auf den Friedhof, kommt man dorthin, wo die Toten wohnen. Da bestimmt eine andere Ordnung der Dinge als jene, die das Leben auf die Zukunft setzt, die bei entsprechender Disziplinierung mit einem attraktiven Nicht-Ort lockt. Wenn bei der Beerdigung im Ritual für die Person gebetet wird, die von denen, die das Grab umstehen, als nächstes sterben wird, dann ist die Gravitation des Heterotopos da. Diesem Ritual kann sich niemand entziehen, weil es alle betrifft und zwar in Gestalt von jedem und jeder Einzelne:n. Hier stellt sich ein Heterotopos quer, ohne dass dabei die Utopien angegriffen werden müssen. Sie können einfach nicht mithalten. Natürlich kann man sich dem verweigern, dass man möglicherweise als nächste Person sterben wird. Aber das spielt keine Rolle. Es ist eine schiere Wahrheit.

Leere Räume sind dem gegenüber, was Menschen in die Zukunft treibt, ein Heterotopos. Das ist abklärend. Es kann konfrontativ-negativ, oder auch zumutend-positiv sein. Auf jeden Fall ist die Notwendigkeit, die Dinge der Welt, der Existenz, der Kirche, des Glaubens anders zu betrachten, an Heterotopien so stark, dass dem nicht auszuweichen ist. Darin liegt ein **locus theologicus**, weil – das ist jetzt ein Anwendung von Foucault – der biblische Gott immer und sogar ausnahmslos an Heterotopien auftritt: Exil und Exodus, das zerstörte Jerusalem und die Wasser zu Babel, Kreuz und leeres Grab, die zerstrittene Gemeinde von Korinth und und und. Auch die großen Erwartungen und Hoffnungen auf die Zukunft wie das Himmlische Jerusalem sind heterotop; dort gibt es keinen Tempel. Und trifft man schon einmal auf den Auferstandenen, dann ist er nicht mehr zu sehen, sobald man ihn erkannt hat wie in Emmaus.

Für eine Religionsgemeinschaft ist ein leerer Raum eine sehr heftige Heterotopie; sie muss diesen Anders-Ort so schnell wie möglich hinter sich lassen. Das geht am einfachsten über sehr zugespitzte Utopien, nämlich Dystopien. Das sind umgekehrte Utopien, die aus der Vergangenheit beschworen werden und nicht von der Zukunft locken. Und diese Dystopien übertrumpfen alles, was jetzt da ist und künftig werden könnte, mit der Überlegenheit der besseren Welt, der besseren Kirche, des besseren Glaubens und der besseren Unterwerfung. Dystopien sind das Gericht für die Gegenwart und sie ziehen alle die Relativierungen in Zweifel, die aus guten Gründen die „gute alte Zeit“, „die beste aller möglichen Welten“ oder „die ewigen Wahrheiten“ aufgelöst haben. Aber es geht bei diesen Dystopien natürlich nicht um die Wiedererrichtung des Vergangenen, sondern um die Disziplinierungen des Gegenwärtigen. Darum sind dystopische Religionsgemeinschaften auch zum Scheitern verurteilt, weil ihre Disziplinierungen unglaubwürdig werden.

Für die Glaubensgemeinschaft sind Heterotopie immer ein wenig peinlich, weil sie selbst mit Utopien verkettet ist, die sie kaum losbekommt. Selbst dann, wenn diese nicht eintreten, hängt man noch an ihnen. Denken Sie nur an die Disziplinierungen, die gegenwärtig in der deutschen Kirche mit den Reformen aufgebaut werden, die noch gar nicht da sind und die wohl auch nicht kommen werden. Ein ganzer synodaler Weg arbeitet damit.

Erst die Pastoralgemeinschaft kann unmittelbar und unvermittelt mit leeren Räumen arbeiten und dabei die heterotop Dimension nutzen, weil sie die Relativierung der normalen Ordnung der kirchlichen Dinge ja positiv aufgreift. Ihr bleibt auch kaum etwas anderes übrig, als sich auf einen leeren Raum einzulassen, der anerkennt, was alles so nicht mehr weitergeht. Mit dieser Anerkennung ist der erste Schritt gesetzt, eine andere Ordnung des Diskurses zu entwickeln. Die wird von Heterotopien ja nicht vorgegeben – anders als bei Utopien -, aber der Anstoß dahin ist gegeben.

Ein letztes Theorieelement möchte ich einführen, das den poststrukturalistischen Raumtheorien vorausliegt und aus dem Strukturalismus selbst stammt. Es geht dabei um die Anerkennung der Komplexität, der man nicht ausweichen kann und für die Räume aufgrund ihrer Gravitation ein Beleg sind.

Von der dualen Struktur zur elementaren Strukturierung – Leere Räume als Zwischenräume

Wenn man Räume leerräumt, dann verändert man ihre Binnenexistenz. Die leere Wohnung ist ganz anders als die vollgestellte. Das ist zwar im Raum der Wohnung ständig anwesend, aber es wird erst erzeugt („produziert“), wenn das, was darin stand, nach draußen transportiert ist. Das sieht so aus, als würde vom Innen her etwas nach Außen verlagert. Das scheint aber nur so, weil eigentlich das Außen, in dem sich das Rausgeräumte befindet, ins Innen eingreift. Der Schutz des Innen gegen das Außen ist dann ja fallengelassen worden. Diese Innen-Außen-Konstellation ist für die katholische Kirche seit dem Zweiten Vatikanum sehr wichtig, weil sie dort eingerichtet wurde mit dem sog. Pastoralen Lehramt. Es wird am besten von Gaudium et spes auf den Punkt gebracht. Das ist zwar schon ein alter Hut, aber er ist nach wie vor nicht selbstverständlich in kirchlichen Kontexten. Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute – und zwar aller Menschen – kommen von außen auf die Glaubenswelt der Gläubigen zu und sie nehmen sogar die Gläubigen selbst ins Außen von Kirche. Dieses Außen wird dann im Innen respektiert und macht die Glaubenspositionierung anders. So sind andere christliche Denominationen nicht mehr die falsch Gläubigen, sondern eine Größe, die zu einer Hierarchie der Wahrheiten nötig ist (Ökumenismusdekret). Andere Religionen sind nicht einfach heidnisch, sondern nichts von

dem, was dort wahr und heilig ist, wird abgelehnt (Nostra aetate). Und in einer Kirche in der Welt von heute gehen die Menschenrechte eigentlich vor die Kirchenrechte.

Dabei ist wichtig, dass Innen und Außen nicht in einen Gegensatz geraten, weil sie es ja auch nicht sind. Jeder Ort hat ein Binnenleben, aber wird von außen mit anderem konfrontiert. Und es gibt eine Kontaktzone dazwischen, die entweder als Zugbrücke hochgezogen wird, wenn unliebsame Größen auftauchen, oder als Beginn funktioniert, sich von dem, was von draußen kommt, anregen zu lassen. Dann darf man aber keine Burgen bauen oder muss wenigstens den Mechanismus der Zugbrücke auf Dauer blockieren.

Wie soll das gehen? Im Grundbuch des Strukturalismus, „Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft“ von Claude Lévy-Strauss (frz. Original 1949, dt. Übers. 1981 beim Suhrkamp-Verlag Frankfurt), wird ein ähnliches Problem verhandelt. Es geht um die Heiratsregeln. Sie sind in allen Kulturen der Menschheit gegeben und natürlich unterschiedlich geregelt. In den allermeisten Fällen gibt es dabei das sog. Inzestverbot, also dass man Vater und Mutter, auch die Großeltern, und auch die eigenen Geschwister nicht heiraten darf. Lévi-Strauss stieß bei Feldforschungen im Mato-Grosso und im Amazonasgebiet (über die Selbsterfahrung dabei: „Traurige Tropen“) auf eine noch rigorosere Regel zum Inzest: Auch die Cousinen gehören zu den Geschwistern und dürfen als Verwandte nicht geheiratet werden. Das war schon so geregelt, dass im Dorf eine klare Trennung von zwei Seiten vorlag. Diejenigen, die auf der anderen Seite des Hauptweges wohnen, dürfen geheiratet werden, aber die Verwandten, die auf der eigenen Seite des Dorfes wohnen, eben nicht. Hier zeigt sich etwas, was das sog. Wilde Denken, wie Lévi-Strauss das später nannte, sehr modern macht: Die Komplexität, eine Lebenspartnerin zu finden, lässt sich reduzieren, wenn man eine klare binäre Codierung einführt: Nur die von der anderen Seite im Dorf und nur die Nicht-Verwandten kommen in Frage, die anderen nicht. So funktioniert auch die Moderne. Sie reduziert komplexe Verhältnisse auf klare binäre Trennungen: Subjekt oder Objekt, Mann oder Frau, plus oder minus, Gewinn oder Verlust, dick oder dünn, schön oder hässlich, gläubig oder ungläubig, getauft oder heidnisch, Ausgetreten oder Kirchenmitglied usw.

Aber es gibt gegenüber dieser dualen Struktur zugleich eine wichtige Überschreitung bei den Verwandtschaftsverhältnissen. In den beforschten indigenen Kulturen durften die sog. Kreuzkusinen geheiratet werden.

Hier muss man die Taxonomie von Cousinen/Cousins beachten. Es gibt Kusinen/Kusins, die Kinder der Schwester der Mutter sind oder Kinder vom Bruder des Vaters. Das sind Parallelkusinen/-kusins. Man bleibt also beim Geschlecht des jeweiligen Elternteils, zu dem die Person Nefte oder Nichte ist. Aber es gibt ja auch Kinder vom Bruder der Mutter oder von der Schwester des Vaters. Das sind Kreuzkusinen/-kusins. Für die galt das Inzestverbot nicht. Die durften geheiratet werden. Das hat auch einen Vorteil: das jeweilige Vermögen – sprich: Morgengabe o.ä. – bleibt im Clan, ebenso die Kinder.

Lévi-Strauss begriff als erster, dass hier nicht einfach eine kulturelle Besonderheit vorliegt, sondern eine anders strukturierte Wissensform. Es bleibt nicht bei der immer relativ einfachen entweder-oder-Zuordnung einer dualen Struktur. Es kommt zu einer, wie er es nannte, „elementaren Strukturierung“, die zum entweder-oder ein „sowohl verwandt – als auch heiratsfähig“ beifügt und damit die Machttaktik des entweder-oder außer Kraft setzt. Bei einer elementaren Strukturierung bleibt es nicht beim Gegenüber von der einen Größe zur anderen Größe, sondern es kommt ein Umschlagpunkt hinzu, an dem das eine in das andere übergeht. Denn es ist kulturell sehr variabel, wann jemand groß oder klein gilt, schön oder häßlich, dick oder dünn, oder wann etwas gekocht ist oder noch roh. Man hat damit eine dreiwertige Ordnung der Dinge: die eine Seite und die gegenüberliegende andere Seite, aber auch den Umschlagpunkt dazwischen. Und dieser Punkt ist der nötige

Zwischenraum, an dem umstrukturiert wird, was eigentlich für einen binären Code sich ausschließt.

Das jeweilige Innen einer Glaubensgemeinschaft, also so etwas wie Kirche, wird in einem solchen Zwischenraum zum jeweiligen Außen, das aber auf das Innen wirkt. Und natürlich auch umgekehrt. Bei Krisenlagen der Religionsgemeinschaft ist das ziemlich wichtig; denn Religionsgemeinschaften können sich nicht reformieren. Sie können sich nur abschließen. Sie ändern sich auch nicht von unten her, was das oben verändert. Und umgekehrt klappt das sowieso nicht; von oben her wird immer nur die bestehende Herrschaft sanktioniert. Veränderungen geschehen aber von außen nach innen. Alles, was die Kirche derzeit ändert, ist vom sexuellen Missbrauch und seiner Vertuschung bestimmt, weil sie skandalisiert sind. Meines Erachtens ist Kirche nicht reformfähig, aber sie wird von außen her zu Änderungen genötigt. Das löst ihre binären Codes dann auf.

Die Modulierung von Kirche nach Religions-, Glaubens- und Pastoralgemeinschaft ergibt sich aus der dreiwertigen elementaren Strukturierung. Sie wird in der Auseinandersetzung mit Räumen verstärkt, weil Räume ja immer von innen und außen geprägt sind und von der Kontaktzone dazwischen. Daraus ergibt sich die vielleicht am weitesten reichende Konsequenz, die von leeren Räumen ausgeht: Sie lassen sich nicht mit entweder-oder bewältigen oder gestalten. Sie verlangen nach einer dreiwertigen Struktur – das außen, das nach innen kommt, und das innen, das anders mit dem außen umgeht. Im Möbius-Band wird dieser Zusammenhang topologisch fassbar. Die zwei Seiten des Bandes sind nur eine, obwohl sie sich gegenüberstehen. Und die Innen- wie die Außenfläche des Bandes sind nur eine Fläche, obwohl sie oben und unten sind. Das gelingt, weil das Band auf die höhere Komplexität einer über der Ebene liegende Dimension geht und das entweder-oder von links und rechts oder oben und unten gilt nur auf der weniger komplexen Dimension.

Die Leere von Räumen sind dabei die unmittelbare Erfahrung des elementaren Kontakts zwischen drinnen und draußen. Im Fall von leeren Kirchenräumen sind sie die direkte Verbindung zum thirdspace, der das innen und außen relativistisch verbindet. Damit werden zugleich die jeweiligen Machtmittel der Religions- und die Orientierungsvorgaben der Glaubensgemeinschaft verflüssigt und bisweilen sogar aufgelöst. Die Ohnmacht der Pastoralgemeinschaft dagegen wird angeregt, kreativ zu werden und den knechtenden Zugriff von Ohnmacht zu überschreiten.

| | Von Subjekten erwartet | bevorzugte Raumgrammatik | die am meisten benötigte Ressource | Darstellung des Innen nach Außen | Zugriff auf Menschen im eigenen Innen | Gottes primäre Eigenschaft |
|-----------------------|------------------------|--------------------------|------------------------------------|----------------------------------|---------------------------------------|----------------------------|
| Religionsgemeinschaft | Unterwerfung | Dystopie | Geld | Repräsentanz | Dominanz | Allmacht |
| Glaubensgemeinschaft | Einverständnis | Utopie | Gehalt | Präsenz | Akzeptanz | Macht |
| Pastoralgemeinschaft | Differenz | Hetero-topie | Gratis | Präsens | Resonanz | Ohnmacht |

Eine Religionsgemeinschaft kann daher mit Leerräumen wenig bis nichts anfangen, eine Glaubensgemeinschaft kann bei ihnen nur neu anfangen, während die Pastoralgemeinschaft sich zumutet, damit anders und anderes anzufangen. Gegen den Leerraum wird die Religionsgemeinschaft ihre Substanz verteidigen und auf entsprechende Substantivierungen wie fester Altar, klarer Tabernakel, installiertes Taufbecken etc. bestehen. Die Glaubensgemeinschaft wird daraus eine Aktivierung ihrer Orientierungen

ableiten, die womöglich dabei neu justiert werden müssen, also die zentralen Gesichtspunkte im neuen Gewand bewahren; Altar, Tabernakel, Taufbecken können verschoben werden, aber sollten immer einen Platz finden. Die Pastoralgemeinschaft dagegen wird die Leere hinnehmen und als Beigabe jeder Aktivität in diesem Leerraum erhalten; sie wird sie adverbial zu allem, was geschieht hinzufügen. Entsprechend ist in ihr der Hinweis auf Gott mit einem passivum divinum möglich, also mit der Aktivität Gottes, die man passiv erleben kann („Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden“). In der Glaubensgemeinschaft ist Gottes Präsenz eine ständige Sehnsucht, dass sie sich bei entsprechend angeleiteter Aufmerksamkeit zeigen möge. Und in der Religionsgemeinschaft wird Gott immer genutzt werden, um alle zu disziplinieren, die in ihre Nähe gelangen.

Wenn man wie Sie, kreativ und offensiv mit Leerräumen arbeiten will, kann man damit die Widerstände der religiösen Vollzüge, die Unsicherheit der gläubigen Vorgänge und die kreativen Zumutungen pastoraler Arbeit jeweils einschätzen. Dafür wünsche ich Ihnen viel Erfolg, viele Zwischenräume und viele kreativen Sprünge.

Hans-Joachim Sander, Salzburg